

Zeitschrift: Menschenrecht : Blätter zur Aufklärung gegen Ächtung und Vorurteil
Band: 10 (1942)
Heft: 12

Artikel: Quell der Einsamkeit
Autor: Hall, Radclyffe
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-564726>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Quell der Einsamkeit

Aus dem gleichnamigen Roman von Radclyffe Hall
Ins Deutsche übertragen von Eva Schumann

Lady Anna Gordon ließ ihre Tochter zu sich kommen. Stephen fand sie ganz still in ihrem großen Wohnzimmer sitzen, wo es immer ein wenig nach Veilchen und Bienenwachs duftete. Ihre mageren weißen Hände lagen gefaltet im Schoß, dicht gefaltet über einigen Briefen. Es war Stephen, als sähe sie plötzlich in ihrer Mutter eine alte Frau — eine ganz alte Frau mit schrecklichen Augen, mitleidlosen, harten, anklagenden Augen, vor deren Blick sie zurückweichen mußte, denn es waren ja die Augen ihrer Mutter.

„Schließe die Türe ab,“ sagte Anna, „dann komm und stelle dich hierher.“

Wortlos gehorchte ihr Stephen. So sahen sie einander in die Augen, diese beiden, Fleisch von einem Fleisch, Blut von einem Blut — zwischen sich eine unendliche Kluft.

Dann reichte Anna ihrer Tochter einen Brief. „Lies das“, sagte sie kurz. — Und Stephen las:

„Verehrte Lady Anna,
mit tiefem Widerwillen ergreife ich die Feder, denn gewisse Dinge lassen sich kaum denken, geschweige denn schreiben. Doch ich fühle, daß ich Ihnen eine Erklärung darüber schulde, warum ich zu dem Entschluß gekommen bin, Ihrer Tochter mein Haus zu verbieten, sowie meiner Frau jeden Besuch auf Morton. Ich füge die Abschrift eines Briefes Ihrer Tochter an meine Frau bei, der meines Erachtens deutlich genug ist, um mir Weiteres zu ersparen; nur möchte ich noch hinzufügen, daß meine Frau die beiden kostbaren Geschenke zurücksendet, die sie von Miß Gordon erhalten hat.

Ich verbleibe Ihr sehr ergebener Ralph Croßby.

Einen Augenblick stand Stephen da, wie zu Stein erstarrt; kein Muskel an ihr zuckte; dann gab sie wortlos ihrer Mutter den Brief zurück. Schweigend nahm ihn Anna entgegen. „Und dies hier — lies es und sage mir, ob du es geschrieben hast, oder ob der Mann lügt.“ Und Stephen mußte ihr eigenes Elend lesen, das aus diesen Seiten in Ralph Croßbys steifer Kaufmannsschrift sie verhöhnte.

Sie blickte auf: „Ja, Mutter, ich habe es geschrieben.“

Da fing Anna langsam zu sprechen an, als dürfe kein Wort verloren gehen von dem, was sie sagte. Diese langsame, ruhige Stimme war entsetzlicher als Zorn: „Solang du lebst, habe ich ein seltsames Gefühl gegen dich gehabt,“ sagte sie; „eine Art körperlichen Widerwillen, den Wunsch: dich nicht zu berühren und nicht von dir berührt zu werden. Das ist ein schreckliches Gefühl für eine Mutter — es hat mich oft tief unglücklich gemacht. Oft habe ich gedacht, ich sei ungerecht, unnatürlich — aber jetzt weiß ich, daß mein Instinkt recht hatte: du bist unnatürlich, nicht ich...“

„Mutter — hör auf!“

„Du bist unnatürlich, nicht ich. Was du bist, ist eine Sünde gegen die Schöpfung. Vor allem eine Sünde gegen den Vater, der dich gezeugt, den Vater, dem du zu gleichen wagst. Du unterstehst dich, wie dein Vater auszusehen, dein Gesicht ist eine lebendige Beleidigung seines Andenkens, Stephen. Nie wieder werde ich dich ansehen können, ohne an die tödliche

Beleidigung zu denken, die dein Gesicht und dein Körper für das Andenken deines Vaters sind. Ich kann nur Gott danken, daß er gestorben ist, ehe er diese Schande erleben konnte. Und dich möchte ich lieber tot zu meinen Füßen sehen, als daß du hier vor mir stehst in dieser unaussprechlichen Sündhaftigkeit, die du Liebe nennst in dem Brief hier. Du leugnest ihn ja nicht ab. In diesem Briefe sagst du Dinge, die nur zwischen Mann und Frau gesagt werden dürfen; von dir aus sind es schämliche, schmutzige Worte voller Verderbtheit — wider die Natur, wider Gott, der die Natur geschaffen. Mir wird übel; du hast mir körperliche Uebelkeit verursacht—“

„Mutter — du weißt nicht, was du sagst — du bist meine Mutter —“

„Ja, ich bin deine Mutter, doch du erscheinst mir wie eine Strafe Gottes. Ich frage mich, was ich je getan haben kann, um von meiner Tochter so tief in den Schmutz gezerrt zu werden. Und dein Vater — was hat er je getan? Du hast es gewagt, das Wort Liebe zu gebrauchen für diese Lüste deines Leibes, diese unnatürlichen Begierden deines kranken Geistes, deines zügellosen Körpers — du hast dieses Wort in den Mund genommen. Ich habe geliebt — hörst du mich? Ich habe deinen Vater geliebt, und dein Vater hat mich geliebt. Das war Liebe.“

Da wußte Stephen plötzlich: Wenn sie nicht tot niederfallen konnte vor die Füße dieser Frau, in deren Schoß sie zum Leben erwacht war, so gab es eines, was sie nicht unwidersprochen hinnehmen durfte — das war diese furchtbare Besudelung ihrer Liebe. Alles in ihr bäumte sich auf, ihre Liebe zu schützen vor so unerträglicher Beschmutzung. Diese Liebe war ein Teil ihrer selbst — gelang es ihr nicht, sie zu retten, so konnte sie auch sich selbst nicht mehr retten. Sie stand oder fiel mit dem Mut, das Daseinsrecht ihrer Liebe zu verkünden.

Mit einer Gebärde ihrer Hand gebot sie Schweigen, gebot sie dieser langsamen, ruhigen Stimme Einhalt, und dann sprach sie: „Wie mein Vater geliebt hat, habe auch ich geliebt. Wie ein Mann eine Frau liebt, so habe ich geliebt — schützend und schirmend wie mein Vater. Alles wollte ich geben, was in mir war. Stark hat es mich gemacht... und weich. Es war gut, gut, gut. Ich weiß nicht, was ich bin; keiner hat mir gesagt, daß ich anders sei als andere, und doch bin ich anders — deswegen hast du wohl auch so gegen mich empfunden. Das verzeihe ich dir, obgleich du es warst und mein Vater, die diesen Leib gemacht haben, wie er auch sein mag. Doch eines werde ich dir nie verzeihen: du hast mich dahin bringen wollen, daß ich mich meiner Liebe schäme — das hast du gesagt. Ich schäme mich ihrer nicht, in mir ist keine Scham.“ Und nun stammelte sie wild: „Gut und — und schön war es, der beste Teil meines Wesens — alles habe ich gegeben und nichts für mich verlangt — nur hoffnungslos weiter geliebt habe ich —“. Jäh brach sie ab, zitternd von Kopf bis Fuß. Annas kalte Stimme fiel wie eisiges Wasser auf diese zornige, wundgequälte Seele.

„Du hast gesprochen, Stephen. Ich glaube, zwischen uns braucht nichts weiter gesagt zu werden als dies: wir zwei können nicht mehr zusammen auf Morton leben — jetzt nicht mehr; denn es könnte dahin kommen, daß ich dich hassen lernte. Ja, obwohl du mein Kind bist — ich könnte dich hassen lernen. Wir beide dürfen nicht mehr unter demselben Dache wohnen — eine von uns muß gehen — wer?“

Wartend blickte sie Stephen an.

Morton! Sie konnten nicht beide auf Morton leben. Stephen war es, als drehe sich ihr das Herz im Leibe herum. Entgeistert sah sie einen Augenblick ihre Mutter an; Anna gab den Blick zurück — sie wartete auf Antwort.

Doch ganz plötzlich fand Stephen ihre Männlichkeit: „Ich verstehe“, sagte sie. „Ich gehe von Morton fort.“

Da bat Anna ihre Tochter, sich neben sie zu setzen, und sprach davon, wie sich das alles mit möglichst geringem Aufsehen einrichten ließe: „Um des ehrlichen Namens willen, den dein Vater getragen hat, muß ich dich bitten, mir zu helfen.“ Es wäre wohl besser, meinte sie, wenn Stephen Puddle mitnähme, falls Puddle dazu bereit sei. Sie könnten in London oder irgendwo im Ausland leben unter dem Vorwand, Stephen wolle studieren. Von Zeit zu Zeit würde Stephen nach Morton kommen, um ihre Mutter zu besuchen; während dieser Besuche würden sie beide darauf bedacht sein, sich zusammen zu zeigen, den Schein zu wahren um ihres Vaters willen. Stephen könne aus Morton mitnehmen, was sie brauche, die Pferde und was sie sonst haben wolle. Gewisse Pachtzinsen würden ihr überwiesen werden, falls ihr eigenes Einkommen nicht zureichen solle. Alles dies müsse auf schickliche Art und Weise durchgeführt werden — ohne Ueberstürzung, ohne den Verdacht aufkommen zu lassen, Mutter und Tochter hätten miteinander gebrochen. „Um deines Vaters willen verlange ich das von dir, nicht um deinet- oder meinetwillen, sondern um seinetwillen. Bist du damit einverstanden, Stephen?“

Und Stephen antwortete: „Ja, ich bin einverstanden.“

Dann sagte Anna: „Ich wäre dir dankbar, wenn du mich jetzt allein liebst, ich bin müde und möchte ein wenig für mich sein — doch nachher werde ich deine Erzieherin herbitten lassen, um mit ihr über euer gemeinsames zukünftiges Leben zu sprechen.“

So stand Stephen auf und ging, und Anna Gordon blieb allein.

Wie von einem mächtigen, eingeborenen Trieb gezogen, ging Stephen geradewegs in ihres Vaters Arbeitszimmer; sie setzte sich in den alten Lehnstuhl, der ihn überlebt hatte, und begrub ihr Gesicht in den Händen.

All die Einsamkeit ihres bisherigen Lebens wurde zunichte vor dieser neuen Verlassenheit der Seele. Unendliche Verzweiflung überkam sie, ein unermesslicher Drang, Antwort zu finden auf das Rätsel ihres unerwünschten Daseins. Rings um sie her graue, zerfallene Trümmer — und unter den Trümmern blutend ihre Liebe, schändlich beschmutzt und erniedrigt durch ihre Mutter, armselig, leidvoll, schutzlos, blutete ihre Liebe unter Trümmern.

Blind blickte sie in die Zukunft, betäubt auf die Vergangenheit. Sie mußte weg — sie ging fort von Morton. „Fort von Morton — ich gehe fort von Morton.“

Dem ersten schönen Haus würde sie eine Fremde werden — fremd dem Garten, wo sie dem Kuckuck gelauscht mit dem ahnenden Verstehen des Kindes, fremd den Teichen, wo sie Angela Crobby zum erstenmal geküßt hatte — mitten auf den Mund, wie ein Liebender. Die guten, süß duftenden Wiesen mit ihren friedlichen Kühen mußte sie verlassen und die Berge, die arme unglückliche Liebende freundlich schützen — die barmherzigen Berge und die Feldwege mit ihren schläfrigen Heckenrosen am Abend, und die kleine alte Stadt Upton am Severn mit der kriegszernarbten Kirche und dem trübgelben Fluß.

Sie stand auf und ging im Zimmer umher, berührte die lieben vertrauten Gegenstände, steichelte den Schreibtisch, griff nach einer Feder, die vom langen Nichtgebrauch rostig geworden. Dann öffnete sie ein kleines Fach des Schreibtisches und nahm daraus den Schlüssel zu ihres Vaters verschlossenen Bücherschrank. Automatisch steckte sie den Schlüssel ins Schloß und drehte ihn herum. Langsam, mit achtlosen Händen nahm sie die Bände heraus, kaum sah sie nach den Titeln. Sie hatte nun eine Beschäftigung — weiter war es nichts — nur ihre Aufmerksamkeit wollte sie ablenken. Da bemerkte sie auf einem der unteren Bretter hinter der vorderen eine zweite Reihe Bücher; im nächsten Augenblick hatte sie eines davon in der Hand und suchte nach dem Namen des Verfassers: Krafft-Ebing — noch nie hatte sie den Namen gehört. Trotzdem schlug sie das alte zerlesene Buch auf. Dann blickte sie genauer hin, denn da, auf den Rändern, standen Anmerkungen in ihres Vaters kleiner Gelehrtenschrift, sie sah ihren eigenen Namen geschrieben — sie fing an zu lesen, rasch setzte sie sich. Eine lange Weile las sie, dann trat sie wieder zum Bücherschrank und holte sich ein anderes solches Buch und noch ein anderes... Die Sonne ging jetzt unter hinter den Bergen, der Garten verdämmerte im Dunkel, im Zimmer war kaum noch Licht zu sehen. Sie mußte mit ihrem Buch ans Fenster treten und das Gesicht tiefer auf die Seite neigen, doch immer weiter las sie in der Dämmerung.

Da plötzlich sprang sie auf und fing laut zu reden an — sie sprach mit ihrem Vater: „Du hast es gewußt! Die ganze Zeit über hast du es gewußt, doch aus Mitleid hast du es mir nicht sagen wollen. Ach Vater — und wir sind unser so viele — Tausende von unglücklichen, unerwünschten Menschen, die kein Recht auf Liebe haben, kein Recht auf Mitleid, weil sie verstümmelt sind, scheußlich verstümmelt und häßlich — Gott ist grausam; im Entstehen schon wurden wir gebrandmarkt — und Er hat es zugelassen!“

Ehe sie wußte, was sie tat, griff sie nach ihres Vaters alter zerlesener Bibel. Da stand sie nun und verlangte ein Zeichen vom Himmel — nichts Geringeres als ein Zeichen vom Himmel verlangte sie. Die Bibel schlug sie nahe am Anfang auf. Sie las: „Und der Herr machte ein Zeichen an Kain...“

Da schleuderte Stephen die Bibel fort und sank in sich zusammen, zerschlagen und hoffnungslos.

So fand sie Puddle, die Erzieherin: „Wo du hingehst, gehe ich hin, Stephen,“ sprach sie; „alles, was du jetzt leidest, habe ich gelitten. Damals, als ich sehr jung war wie du — aber ich weiß es noch.“

Mit entsetzten Augen blickte Stephen auf: „Würden Sie mit Kain gehen, den Gott gezeichnet hat?“ sagte sie langsam, denn sie hatte den Sinn von Puddles Worten nicht verstanden; und so fragte sie noch einmal: „Würden Sie mit Kain gehen?“

Da schlang Puddle den Arm um Stephens gebeugte Gestalt: „Du hast Arbeit zu tun, — komm und tu sie! Gerade aus dieser Veranlagung kann dir in Wahrheit Vorteil kommen. Aus doppelter Einsicht kannst du schreiben — kannst Männer und Frauen aus eigener Erfahrung schildern. Nichts ist ganz falsch; zugeteilt, nichts verschwendet, das ist mein fester Glaube — wir sind alle ein Teil der Natur. Eines Tages wird die Welt das anerkennen, doch bis dahin wartet viel Arbeit. Um all derer willen, die sind wie du, aber vielleicht nicht so stark und nicht so begabt, mußt du den Mut haben, dich durchzusetzen, und ich bin da, um dir zu helfen.“ — — —